



Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung
Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

Illustriertes

1902. * № 3.

Der Türkenveit.

Eine Geschichte aus dem Donaulande.
Von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Um die letzten Worte seiner Tochter nicht hören zu müssen, war der Bauer schon ans Fenster gestürzt und hatte es aufgerissen. „He, Lois!“ schrie er die kleine Viehmagd an, die eben mit einem Stalleimer voll Wasser über den Hof ging. „Is der Ferdinand da?“

„Grad is er mit'm ersten Heuwagen eing'fahren,“ schallte es herauf.

„Dann reinn und ruf ihn. Er soll zu mir kommen in d' Stuben.“

Er schlug das Fenster wieder zu, daß die Scheiben klirrten, und begann mit dröhnenden Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. Rosel saß mit im Schoße gefalteten Händen und sah ihm sorgenvoll zu. Sie kannte diese Art an ihm, sich selbst in die Wut hineinzubegeben, bis sie dann sinnlos ausbrach, wie an einem wilden Tiere. Und wenn sie die dickgeschwollenen Adern auf seiner Stirn, wenn sie seine finster zusammengezogenen Augenbrauen ansah, so stieg eine lähmende Angst in ihr auf vor dem Auftritt, der nun bevorstand.

Zitternd überlegte sie, was sie thun sollte. Dableiben? Dann konnte sie sich schlimmsten Falls zwischen die beiden Männer werfen. Der Großknecht war frech, in der letzten Zeit viel frecher noch als früher, und der Vater — — — Aber andererseits war es vielleicht doch besser, sie ging. Wenn der Vater unter vier Augen eine kecke Antwort erhielt, brachte es ihn vielleicht nicht so fürchterlich auf, als wenn es vor ihr geschah. Unschlüssig erhob sie sich von ihrem Sitze.

Der Bauer fragte sie rauh: „Wo willst hin?“

„In... in die Küche schau'n. Ich... ich...“

„Da bleibst!“ fuhr sie der Vater an. „Gegen dich hat sich der Galgenstrick so eine Recheit verlaubt, so mußt auch dabei sein, wie er sein Fett kriegt.“

Rosel setzte sich gehorfsam und regte sich nicht, bis sie den Vater gepreßten Tones murmeln hörte: „Das Böseste is, der Hund kriegt noch ein Geld von mir. Bei dreihundert Gulden...“

Erstrocken fuhr sie zusammen. Das hatte sie nicht erwartet. Darum also — —

„Das müssen S' ihm gleich auszahlen, Batter!“ entfuhr es ihr.

Der Bauer lachte grimmig auf. „Ja wohl — wenn ich könnt.“

Rosel rang die Hände. „Aber Batter! — Sie haben doch gestern erst fünf Hunderter ins Briestafel g'steckt...“

„Die sind beim T... — na, weg sind s' halt. — Zwei Zehner, das is 's Ganze, was ich no' hab'. Ich... ich... Zahlungen hab' ich g'habt... in der Stadt...“

Der hübsche Blondkopf des Mädchens fiel auf die Brust herab. Es sah aus, als wolle das arme Kind ohnmächtig werden. Daß der Vater gespielt hatte, regte sie nicht so auf. Das war sie nicht anders gewohnt von Kindheit auf. Sie betrachtete das Verschwinden dieses letzten Geldes eben wie ein Unglück, etwa wie Hagelschlag für das Feld oder Feuer auf dem Scheunendach. Welcher Schicksalschlag, daß der Vater fünfhundert Gulden verlieren mußte, in einem Augenblick, da er es so nötig gehabt hätte, tausend dazu zu gewinnen!

In diesem Augenblick ging die Thür auf, und der Großknecht Ferdinand, ein vierschro-

gebannt. Sie sah wie durch einen Schleier hörte die zornigen Worte der Männer wie aus weiter Ferne herüberrollen — aber so deutlich trotzdem, so schrecklich deutlich! Sie sah die Wut auf dem dunkelroten Gesicht ihres vollblütigen Vaters flammen, ihr entging keine Miene in dem brutalen, frechtroztigen Gesichte des Knechtes. Und wie hochfahrend der Mensch auf die zornigen Worte seines Brotherrn antwortete: „I hab' mi' nit dazue verdingt, daß i mir von ein' Frauenzimmer soll was g'fallen lassen, gar von ein' Weibsbildleut', was in der Stadt is erzogen wor'n. Die soll Klavier spiel'n und Bleamerln gießen. In der Wirtschaft anschaffen is 'n Bauern sei' Sach', wann der nit da is, is der Großknecht der Herr, und der Großknecht bin i.“

„Du Lump, du elendiger!“ donnerte der Bauer, außer sich über diese Widersecklichkeit. „Und wenn heut a Wetter kimmt, he? Wenn 's ganze Heu hin is? Fünfhundert Gulden Schaden hab' i z' mindest...“

Die grünlichen Augen des Knechtes schossen Blitze. Er reckte sich in den Hüften empor, seine Fäuste ballten sich. „Was?“ schrie er. „Schimpfen aa no'? Ah — da hört si' ja alles auf. I geh' — auf der Stell' geh' i. Aber mein' Lohn will i z'erst. So was! Wer is denn nachher der Lump? Der si' die Knochen abrauert bei der Arbeit und sein' blutigen Lohn erst no' verlieren muß, oder der ander', der derweil in der Stadt in die Wirtschaften umlortet und sei' Geld verkauft? Sei' Geld! Daß i nit lach'! Was g'hört denn no' de', du feiner Bauer du? 's G'wand am Leib, jeder Ziegel af'n Dach, gar d' Rauchfäng' bist i.“

Ein brüllender Wutschrei, ein krachender Schlag, gefolgt von einem Bersten und Splittern, dann ein lautes Stöhnen — — —

„Batter! — Uns Jesu Christi willen — Batter!“

Der lähmende Bann war von dem Mädchen gefallen, so daß sie mit einem durchdringenden Schrei aufspringen und sich dem Wütenden in den Arm hängen konnte. Aber es war zu spät, das Unglück bereits geschehen. Die Unterlippe zwischen die Zähne gezogen, leichenblaß im Gesicht, mit fieberhaft arbeitendem Brustkorb stand der Bauer, den abgepressten Hals der Wasserflasche noch in der Hand, und starrte aus weit vorquellenden Augen auf den Gegner, an dessen Schädels er die Flasche zerschmettert hatte.



Alfred Nobel. (S. 19)
Nach einer Photographie von G. Norman in Stockholm.

tiger Mensch mit rotem, an den Schläfen bereits angegrautem Haar, das häßliche Gesicht von Pockennarben zerrissen, trat mit trotziger Miene über die Schwelle.

Rosel saß auf ihrem Stuhle wie fest-

Der Lehnte auf schwankenden Beinen an der Wand und wischte sich mit beiden Händen über das Gesicht, um Mund und Augen von dem aus den Kopfwunden niederstürzenden Blute frei zu kriegen. Dazwischen röchelte und gurgelte er matt hervor: „So . . . so . . . recht so . . . hast recht . . . du . . . du . . . du . . . gar . . . to — totschlagen die . . . Leut' . . . Na wart . . . ins . . . ins Kriminal kommt . . .“

Nun knickten die schwankenden Beine ein. Der Verwundete glitt an der Wand herab und fiel lang auf die Erde. Aus seinen Kopfwunden rann ein dunkles, träges Bächlein und bespuckte den hellen Teppich, der die Diele bedeckte.

Dem Mädchen wurde bei dem Anblick so übel, daß es den Vater loslassen und sich mit beiden Händen auf die Tischkante stützen mußte.

Nieder aber ging an die Stubenthür und riß sie auf. „Hiesel! — Franz! — Kathi!“ donnerte er in den Flur hinaus. „Ja zum . . . wo steckt denn das G'findel? G'wiß haben s' alle g'horcht hinter der Thür, und jetzt, wo man s' braucht, is' kaner da.“

Endlich kamen zwei Burschen angeschlossen, die beim Anblicke des regungslos Daliegenden sich bedenklich hinter den Ohren kratzten und mit offenen Mäulern bald auf den Bauern bald auf den Verwundeten schauten.

„Schafft's den da außer!“ befahl der Bauer, mit verächtlicher Gebärde auf den Hingestrecktenweisend. „Legt's 'n wo in eine Kammer, wo ich 'n nit seh'. Einer rennt zum Bader — oder zum Doktor, wann er im Dorf is. Der Ferdinand kann im Haus liegen bleiben, bis ihn seine Füße wieder tragen. Dann kann er zum G'richt geh'n oder zum Henker — wo er hin will.“

Als die Knechte ihre Last schweren Schrittes hinausgetragen hatten, wandte sich der Bauer an seine Tochter.

„W'hit dich Gott, Rosel,“ sagte er finster. „Ich muß ausfahr'n und Rat schaff'n, daß dem Kerl sein Geld heut' abend noch p'rat liegt.“

Ohne seiner Tochter ins Gesicht zu sehen, verließ er das Zimmer. Rosel saß stumpfsinnig vor sich hin brütend, bis sie den Vater unten im Hofe mit dem Stallknecht schelten hörte, der ihm nicht schnell genug einspannte. Dann erst verließ sie der Zustand krampfähnlicher Starrheit, in den das schreckliche Ereignis sie versetzt hatte. Laut aufweinend floh sie aus dem blutbesudelten Zimmer, in dem sie zu ersticken meinte in dem schweren, dumpfen, süßlich-faden Blutgeruch.

Sie stürzte die Treppe hinab, ohne recht zu wissen, wohin sie wollte, und lief dem Arzte fast in die Arme, der glücklicherweise ganz in der Nähe gewesen war. Beim Anblick des runden, weingeröteten Gesichts des jovialen Herrn fiel's ihr wie ein Stein vom Herzen.

„Um Gottes willen, Herr Doktor — schau'n S' nur, daß er davonkommt, der Ferdinand, sonst muß der Vater ins Kriminal!“

Der Doktor lachte und tätschelte ihr die runde, thränenfeuchte Wange. „Nananana! — Nur ruhig, Kinderl, immer ruhig! So schlimm wird's nicht gleich werden. Ein Hieb mit einer Wasserflasche, nicht? — Du lieber Gott, den hält so ein Bauernschädel schon noch aus. — Wenn das nicht wär', gäb's nach

jeder Kirchweih mehr Leichen wie nach einer Schlacht. — Wo liegt es denn, das arme Opfer der Volkswut?“

Am Bette des Verwundeten, der noch immer bewusstlos war, ließ der Herr Doktor die schlechten Witze aber sein, und als er erst das Loch im Schädel des Knechts untersucht hatte, sah er die zitternde Rosel so unwirsch an, als hätte sie die Wunde geschlagen.

Als er sah, wie ängstlich das arme Ding ihm auf den Mund sah, wurde seine Miene freilich weicher, aber er schüttelte bedenklich den dicken Kopf.

„Eine böse Geschichte!“ brummte er. „Und noch böser hätt's werden können. Ein Millimeter tiefer die Wunde, und der Mann war hin. Ein paar Wochen festliegen wird er auch

riet, den er dem Beamten mit dem unterfertigten Empfangschein hinabreichte.

Der Beamte dankte mit ein wenig verwundertem Gesicht. Der Bauer nickte ihm zu, als wolle er sagen, daß er dem Boten deshalb seinen gewohnten Lohn nicht verfürgen wolle, weil er einmal eine üble Botschaft bringe. Dann schob er den Brief uneröffnet in die Tasche, tippte mit der Peitsche auf den glänzenden Rücken seines Rappens und fuhr davon.

Erst draußen auf der Landstraße, als die letzten Häuser des Dorfes weit hinter ihm lagen, zog er den Brief wieder hervor und starnte ihn an. Eine Unglücksbotschaft . . . was sollte ihm sonst vom Gericht kommen? Unschlüssig wendete er das Schreiben hin und her, bis er über sein eigenes Zögern ungeduldig wurde und den Umschlag ungestüm aufriß.

Als er einen Blick auf das entfaltete Blatt geworfen hatte, zog er die Unterlippe zwischen die Zähne und wurde leichenfahl im Gesicht. Dann lachte er heiser auf, zerknüllte mit zornigem Griff das grobe Papier und fuhr damit in die Rocktasche.

„Hüh, Rapperl, hüh! Heut' fahrst noch ein' Bettelmann, bald ein' Baron oder ein' Bankier . . . das heißt, wenn ich dich nit lieber z'jamm'schieß', eh' ich dich verauktioniern lass'. — Da kann einer freilich böß' eingeh'n dabei. Vernichtung einer Sach' aus der Konkursmasse — —“

Als der erste Grimm verbraucht war, ließ er die Zügel, die er bis dahin straff genommen hatte, ein wenig locker, steckte die Peitsche fort und dachte nach.

Uebel genug war seine Lage. Graf Gnnsberg beziehungsweise die gräflich Gnnsberg'sche Vermögensverwaltung hatte ihm die Hypothek gekündigt, die als erste auf seinem Hofe eingetragen war, noch von Vaters Zeiten her. Dreißigtausend Gulden, die er in einem Vierteljahr auszahlen mußte. Woher die nehmen? Von seinem „Freunde“ Fuchs, zu dem er jetzt fuhr? Das war ein gefährlicher Herr. Außerdem hatte er gerade genug auf dem Niederhofe stehen, um ganz damit zufrieden sein zu können, wenn ein anderer als er es auf sich nahm, den Bauern von seinem Gute zu jagen. Für ihn wurde das hinein-

gesteckte Geld dann flüssig, ohne daß ihm jemand einen Vorwurf machen konnte. . . .

Nieder seufzte tief auf, als er das alles so überlegte. Die Sorge machte ihn hell-sichtig, daß er in die Welt und die Menschen hinein- und durch sie hindurchsah, als wären sie von Glas. Erfreuliches war es nicht, was er dabei entdeckte.

Da waren einmal seine Vorfahren. Der Großvater freilich, der arme Knecht, der auf den Hof gekommen war, indem er das einzige Kind des reichen Himmelbauern zum Weib bekam, das war ein rechter Mann gewesen. Sein Glück hatte ihn nicht übermütig gemacht. Fleißig war er geliebt, fleißig und sparsam, dabei den Seinen und seinem Gesinde ein richtiger Hausvater. Der hätte noch von unverschuldetem Unglück reden können. Und dessen hatte er genug. Das große Hagelwetter Anno dreißig, von dem ganz alte Leute in der Gegend heute noch zu reden wissen, schlug ihm die Gesamternte des Jahres in den Grund. Und dann das ewige Kinder-



Das zehnstöckige „Witte Huys“ in Rotterdam. (S. 19)
Nach einer Photographie von C. E. Mögler in Rotterdam.

so. Das wird ein schönes Stück Geld kosten, ihm den Mund zu stopfen, wenn er erst so weit ist, daß er reden kann. . . .“

Rosel fühlte ihre Kniee wanken. Du guter Gott! Ein schönes Stück Geld! — Und pressen würde der Ferdinand, dafür kannte sie ihn. —

Während die arme Kleine drinnen unter der Last ihres Unglücks zusammenbrechen wollte, hatte ihren Vater draußen im Hofe ein neues getroffen. Der Bauer wollte gerade sein Steirerwägelchen zum Hofthor hinauslenken, als in diesem der Laubbriefträger erschien. Der reichte dem Großbauern mit mitleidigem Gesicht ein umfangreiches Schreiben nebst Bestellschein und Bleistift auf den Rutschbock hinauf.

„Es rekommandiert. Unterschreiben, bitt' schön!“ sagte er dabei.

Nieder erbleichte, als er den Brief als ein Gerichtsschreiben erkannte. In nervöser Hast kritzelte er seinen Namen auf die Quittung und wühlte dann in der Hosentasche, bis ihm ein Sechser zwischen die Finger ge-

sterben. Zehn wurden geboren, und nur das älteste blieb am Leben. Die kranke Bäuerin dazu, die jahrelang hinfiechte und dann endlich starb, zu früh und zu spät, wie man's nehmen will.

Für den Hof freilich wäre das Kindersterben ein Vorteil gewesen. So brauchte er wenigstens nicht geteilt zu werden und fiel einem einzigen Erben zu, der niemand etwas herauszuzahlen hatte. Wenn dieser einzige Erbe nur ein anderer gewesen wäre. Aber so . . . Trotz der schlechten Zeiten, die der Großvater gehabt hatte, war das Gut unverschuldnet auf den Vater gekommen; er aber hatte es dem Sohne, dem Franz Nieder, ziemlich schwer belastet übergeben, obwohl er gute Zeiten darauf gehabt hatte.

Der Bauer mußte sich noch ganz gut zu entsinnen, woher das gekommen war. Der Vater war eben ein „leichtes Tuch“ gewesen. Die Karten, der Wein und die Jagdliebhaberei.

„Ich hab's geerbt von ihm,“ murmelte der Bauer bitter, „s Geld ausgeben auf Dummheiten — und die Karten, die verfluchten Karten. Gestern fünfhundert Gulden verkauft, und heut fahr' ich zum Wucherer, mir's Geld ausleihen, daß ich ein' stuzigen Knecht auszahlen und 'nauswerfen kann. — Weit hast es 'bracht, Franz Nieder! Von ein' Lumpen, den du vor zehn Jahr' aus Gnad' und Barmherzigkeit auf'genommen hast, weil er schnurgrad aus'm Strafhaus is kummen, mußst dir ins Gesicht sagen lassen, daß d' ihm sein' Lohn nit zahlen kannst, weil d' dein Geld in die Karten verspielt, und wenn d' ihn auch nie-derg'haut hast, den Lumpen, recht hat er do' . . .“



Professor Dr. Albrecht Weber †.
Nach einer Photographie von
Boescher & Petzsch,
Hofphotographen in Berlin.

Bei der Erinnerung an den Auftritt mit dem rothaarigen Knecht kam eine gewaltige Aufregung über ihn. Was war aus dem Menschen geworden? War er tot oder schwer verwundet? Denn eine leichte Verwundung war ausgeschlossen, das wußte er. Mit zu fürchterlicher Wucht hatte er den Schlag geführt.

Die nachträgliche Angst hatte ihn so gewaltig gepackt, daß er das Pferd herumriß. Er wollte im Galopp nach Hause jagen und nachsehen, wie es um den Verwundeten stand. Der Knappe hatte aber den Wagen kaum halb gewendet, als er zu seiner großen Verwunderung den Zügeldruck verspürte, der ihn wieder in die eben verlassene Richtung zurückzwang. Sein Lenker war auf andere Gedanken gekommen. Wozu umkehren? Er erfuhr früh genug, welches Unheil ihm bevorstand. Ein Unheil war's auf jeden Fall. War der Knecht tot, so kamen die Gendarmen und holten den Bauern. Kam der Mensch mit dem Leben davon, so verkaufte er sein Schweigen über die Sache nur um teures Geld. Wo aber das Geld hernehmen? So war denn der Kreis geschlossen, und die gequält hin und her irrenden Gedanken waren wieder bei Valentin Fuchs, dem Bauern und Bauernwucherer in Großsiegling, angelangt, dem einzigen Manne, von dem Nieder hoffen durfte, daß er ihm noch Geld vorstrecke. Aber so viel Geld? Dreißigtausend für die Hypothek, vier- bis fünftausend an Schweigege-

für den verwundeten Knecht, zweitausend für die laufenden Bedürfnisse, bis die Ernte unter Dach und Fach und wieder verkauft war . . . Nieder ließ entmutigt den Kopf hängen.

Er sah ihn deutlich vor sich, diesen Valentin Fuchs, lang, dürr, auf dem ein wenig nach vorn gebeugten Körper einen kleinen Kopf mit faltigem, rasiertem Gesicht, das eher einem Schauspieler als einem Bauern und Geschäftsmann anzugehören schien. Und die Augen, diese Augen! Es war schlimm, mit allen seinen Hoffnungen von einem Manne abzuhängen, der so kalte, scharfe, grausame Augen mit dem gewissen tückischen Zug in den Lidwinkeln hatte.

Die Lebensgeschichte des Valentin Fuchs strafte diese Augen nicht Lügen. Vor fünfzehn Jahren noch war er einer der kleinsten Besitziger in dem wohlhabenden Großsiegling gewesen. Sein Anwesen trug den Spottnamen „Der Hungerhof“, denn alles Lebendige darauf war zaunstecken dürr, der Bauer, die Bäuerin, der Sohn, die einzige, bejammernswerte Magd, ein Findelkind, das Vieh und das Geflügel. Nur die Tauben waren fett und rund. Die brauchen ja keine Fütterung, sondern fliegen ab und zu und picken ihre Körnchen auf allen Nachbarhöfen. Der Hofhund aber, dem man sein Weniges hatte hinstellen müssen, lag eines Morgens verhungert an der Kette. So geizig war der Bauer. Ein paar hundert Gulden hatte er freilich aus seinem Anwesen schon herausgescharrt und auf die Sparkasse gelegt, aber dafür verkaufte ihm in guten Heujahren das Futter in der Scheune. Er war zu geizig, billig zu verkaufen und wiederum zu geizig, das Heu an sein armes Vieh zu verfüttern, das immer nur so in den dürren Knochen, in der schlottigen Haut hing. Die Großsieglinger pflögten spottend zu sagen, der Hungerhöfer würde vor lauter sparen noch von seinem Hause kommen.

Da erbte Valentin Fuchs von einem alten



Königsfeld im badischen Schwarzwald.
Nach einer Photographie von W. Seiler in Königsfeld.

Dunkel in der Stadt, an den niemand mehr gedacht hatte, ein Kapitälchen von etlichen tausend Gulden. Sowie er die in der Hand hatte, offenbarte sich sein eigentliches Talent.
(Fortsetzung folgt.)

• Illustrierte Rundschau. •

Der Stifter der kürzlich durch die schwedische Akademie und den norwegischen Storting verteilten

„Nobelpreise“ ist der schwedische Chemiker, Großindustrielle und Erfinder des Dynamits **Alfred Nobel**, der am 21. Oktober 1833 in Stockholm geboren wurde und am 10. Dezember 1896 in San Remo starb. Die Preise für die wichtigsten Erfindungen auf dem Gebiete der Medizin, der Physik und Chemie empfinden die deutschen Professoren Behring, Röntgen und Van t' Hoff; den Literaturpreis der französische Dichter Sully-Prudhomme, den Friedenspreis je zur Hälfte der Franzose Passy und der Schweizer Henri Dunant. — In Rotterdam hat man mit der Erbauung des „**Wittehuis**“ (weißen Hauses) den ersten Versuch gemacht, die amerikanischen „Himmelstraker“ auch nach Europa zu verpflanzen. Das „Wittehuis“ hat zehn Stockwerke und eine Höhe von 44 Meter. Es ist fast ganz aus Stein und Eisen hergestellt, und seine Grundmauern ruhen auf einem Pfahlrost von 900 eingerammten Baumstämmen von 16 Meter Länge. Die Keller enthalten die Maschinen für die Zentralheizung, elektrische Beleuchtung und die Aufzüge, das Erdgeschos-Comptoire und Läden, und die anderen Stockwerke Verkaufslokale, Magazine, Ateliers u. s. w. Die Baukosten betragen 750,000 Gulden. — Der 13. Januar



Eduard v. Bauernfeld.

1902 ist der hundertste Geburtstag des fruchtbarsten deutsch-österreichischen Lustspielschreibers **Eduard v. Bauernfeld**, dessen dramatische Erzeugnisse lange Zeit auf allen deutschen Bühnen heimatsrecht besaßen. Bauernfeld ist ein gebürtiger Wiener, war bis zum Jahre 1848 Beamter und schied infolge der politischen Bewegung aus dem Staatsdienst aus, um sich ganz der Litteratur zu widmen. Er starb hochgeehrt in Wien am 9. August 1890. — In **Professor Dr. Albrecht Weber** ist einer unserer berühmtesten Sanskritgelehrten dahingeshieden. Weber wurde 1825 zu Breslau geboren, habilitierte sich 1848 an der Universität zu Berlin und wurde 1856 zum außerordentlichen, 1867 zum ordentlichen Professor ernannt. Die meisten der jetzt lebenden Sanskritforscher sind aus seiner Schule hervorgegangen. — Die Gernhuterkolonie **Königsfeld**, im badischen Schwarzwald 760 Meter hoch gelegen, ist ein kirchlich-politisches Gemeinwesen, das merkwürdigerweise bisher noch außerhalb der badischen Gemeindeordnung stand, jetzt aber durch einen Gesetzentwurf zur Landgemeinde gemacht werden soll. Die Gemarkung ist größtenteils Gesamteigentum der Brüdergemeinde, ebenso die vielbesuchten Erziehungsanstalten, das Handelsgeschäft von Just & Comp., das Gasthaus und die Brauerei. Der Ort hat einen stattlichen

und zugleich traulichen Charakter; Stille, Sauberkeit und Ordnung zeichnen ihn aus.

Püppchen soll auch etwas haben.

(Mit Bild auf Seite 20.)

Gretchen hat zu Weihnachten eine Puppe bekommen, der sie all ihre Liebe zugewendet hat. Püppchen muß im warmen Bett bei Gretchen schlafen, Püppchen muß im Lehnstuhl sitzen oder auf Gretchens Schoß, Püppchen muß immer warm angezogen sein, und als Gretchen heute gar am Nachmittag Schofo-

labe bekommen hat, da denkt sie gleich an die geliebte Puppe, die muß auch etwas davon haben. So regt sich der mütterliche Trieb schon in der jungen Mädchenknospe.

Der Wasserfall.

Erzählung von J. D. Hansen.

(Nachdruck verboten.)

Das große industrielle Etablissement der Herren Parry & Compagnie in Cincinnati

hatte Bankrott gemacht. Alle Räder standen still, die Schloten qualmten nicht mehr, die Arbeiter und sonstigen Angestellten wurden entlassen, unter letzteren auch der junge deutsche Maschineningenieur Hermann Ebeling.

Da der flotte sechszwanzigjährige Mann nicht besonders eifrig ans Sparen gedacht hatte, geriet er durch das unerwartet eingetretene Ereignis in einige Verlegenheit. Die geschäftlichen Verhältnisse lagen derzeit in den Vereinigten Staaten überall darnieder. Es herrschte infolge von Ueberproduktion und Mangel an hinreichendem Absatz eine Art Krisis unter den Großindustriellen, und nur die Börsenspekulanten, welche auf das stetige Fallen der Industrieaktien ihre Spekulationen eingerichtet hatten, machten gute Geschäfte.

Zum Glück war Ebeling noch unverheiratet und als Junggeselle konnte er sich leichter durchschlagen. Auch verlor er keineswegs den Mut; war er doch tüchtig und brauchbar in seinem Lebensberufe. Als Jüngling hatte er das Technikum zu Mittweida in

Sachsen mit bestem Erfolge besucht, darin eine ausgezeichnete Ausbildung erhalten und sich dann während eines sechsjährigen Aufenthaltes in der Neuen Welt so recht in die amerikanischen maschinellen Methoden hineingearbeitet. Es würde sich schon bald genug wieder eine Stelle für ihn finden, dachte er. Aber bereits ein Vierteljahr war vergangen, und noch immer lebte Ebeling stellenlos in Cincinnati. Seine Mittel waren inzwischen fast gänzlich aufgezehrt. Da sagte ihm ein wohlwollender Freund, daß die Stelle eines

Maschineningenieurs in Dayton freigeworden sei.

Ebeling eilte nach dem Bahnhof; der Zug war gerade zur Abfahrt fertig. Er stieg ein und fuhr nach dem benachbarten Dayton am Miami-Flusse, in welcher blühenden Stadt seit Jahren sich ein bedeutendes Fabrikwesen entwickelt hat. Da giebt es Baumwollspinnereien und Webereien, Gemehrfabriken, Eisgießereien und Maschinenbauereien,

sonderlich um die Sehenswürdigkeiten der ihm fremden Stadt zu bekümmern.

Was nun? Die kleine Geldsumme, welche er noch besaß, reichte höchstens für einige Wochen aus. Erlangte er bis dahin keine passende Anstellung, so mußte er wohl oder übel versuchen, eine Stelle als Kellner oder Hausknecht zu erhalten. Der Gedanke war sehr niederdrückend für ihn.

„Ich muß, wenn's dem gar nicht zu ändern ist, doch zuletzt auch in diesen sauren Apfel beißen, wie schon so mancher vor mir,“ murmelte er. „Aber wenn nun bei dem zur Zeit so starken Arbeitsangebot auch nicht einmal derartige Beschäftigung zu erlangen wäre — was dann?“ —

Es war vor-mittags, gegen halb zehn Uhr etwa, und ein herrlicher, schöner Maitag voll junger Frühlingswinne. Der stillen-

lose Ingenieur fühlte sich recht ungemütlich im Straßenlärm unter so vielen geschäftigen Menschen, eben weil er selbst müßig sein mußte. Erst abends wollte er nach Cincinnati zurückfahren.

Hinaus ins Freie drängte es ihn, in die Einsamkeit, um ungestört über sein Mißgeschick nachdenken zu können.

So verließ er die Stadt und spazierte an mehreren Willen vorbei eine schöne Landstraße entlang. Bald wurde die Gegend hügelig und malerisch. Hübsche Farmhäuser und Pachtböfe erblickte er, dann ein Wäldchen oder vielmehr einen Park, denn augenscheinlich hatte die verschönernde Hand des Menschen hier der Natur etwas nachgeholfen.

Dumpfes Rauschen vernahm er.

Im Wäldchen mußte irgendwo ein Wasserfall sein, der wohl gebildet wurde von einem über Felsen hinabstürzenden Nebenflusse des Miami.

Plötzlich sah er vor sich in der Umzäunung eine hölzerne Gitterthür und neben derselben, an einem Pfahle befestigt, eine Holztafel mit der etwas altmodisch-schwülstigen Inschrift in englischer Sprache: „Willkommen, Wanderer! Wenn du müde und sorgenvoll bist, so tritt ein. Hier findest du Ruhe und



Püppchen soll auch etwas haben. (S. 19)

Papierfabriken, Mahl-, Säge- und Walmühlen.

Er suchte den betreffenden Maschinenfabrikanten auf und brachte seine Bewerbung vor; doch mit bedauerndem Achselzucken erklärte ihm der höfliche Herr, daß tags zuvor die Stelle schon vergeben worden sei.

Wieder um eine Hoffnung ärmer, verließ der junge Mann das Comptoir des Fabrikanten und schritt in sorgenvoller Stimmung durch einige Straßen von Dayton, ohne sich

Humoristisches.

Die Schnupftabaksdose.

Nach Skizzen von W. Grögler.



Sie, Freunde! aufpassen! — das ist ein Taschendieb! — Ich bin ein alter Fuchs — und kenn' mich aus!



Ah! Servus, Müller! Bist auch da, schau'st die Aufzucht an? — Alle Pringen kommen, da giebt's was zu sehen!



Ueb! Die prächtige silberne Dose! — Ja, ein Präsent von meiner Alten



Seht kommen sie! Hoch! Hurra! Hoch!



Na, adjeß, Müller! Abends sehen wir uns beim Hirschen — der Kommissar Huber kommt auch, 's wird fidel werden.



Der Müller wird schau'n! Ich hab' ihm seine Dose gestohlen! Das giebt einen Spaß! Den Kommissar zieh' ich recht auf mit seinen Polizisten! Vor ihrer Nase stiehlt man den Leuten silberne Dosen aus der Tasche! Hahahaha!



Gaaakt, mein Lieber! Haben wir ihn einmal erwischt, den saubern Patron! raus mit der silbernen Dose!



Was! Professor Meyer ist man? Professor der Diebstunst wahrscheinlich! — Nur nicht gemudst und vorwärts marsch zum Kommissar!



Ja, was wär' denn das! Der Professor Meyer als Taschendieb! Hahahaha! Ja, siehst, lieber Meyer, die Polizei versteht halt keinen Spaß!

Frieden am Busen der stillen, lieblichen Natur!"

Schon ziemlich verwittert war die Holztasfel, und die gemalte Inschrift etwas verblaßt und verwaschen vom Regen. Sichtlich hatte der Bahn der Zeit im Laufe vieler Jahre daran genagt.

Sentimentale Naturschwärmerei ist bei Amerikanern, besonders bei den echten Yankee, etwas so außerordentlich Seltenes, daß Ebeling deshalb höchlichst überrascht wurde durch die freundliche Einladung, wenn sie ihm auch, nach ihrer ganzen Fassung, etwas ungroßväterlich vorkam. Dergleichen hätte er wahrlich im Staate Ohio nicht anzutreffen erwartet. Aber da er, wenn auch nicht gerade müde, so doch recht sorgenvoll war, so gefiel ihm die Einladung, denn sie erschien seiner Stimmung vortrefflich angepaßt. Also beschloß er, derselben zu folgen.

Die Gitterthür war nicht verschlossen. Er klinkte sie auf, trat in den Park und schritt einen gewundenen Fußpfad entlang. Im lieblichsten Frühlingsgrün prangten ringsum die Bäume und Büsche. Viele Vögel zwitscherten und jubelten in den Zweigen. Je weiter er vordrang, desto vernehmlicher wurde das Rauschen und Tosen des Wasserfalles.

Am einen zweiten Fußpfad, der den anderen durchkreuzte, gelangte Ebeling. Da vernahm er laute Männerstimmen. Sechs Herren kamen daher; sie schritten dem Kreuzungspunkte der Fußpfade zu.

Deutlich hörte der junge Mann, wie einer von ihnen, ein ältlicher Herr, sagte: „Ganz entschieden ist's die beste Wasserkraft im ganzen County und doppelt wertvoll, weil sie so nahe bei der Stadt liegt. Kalkuliere, daß wir bis zu zweihunderttausend Dollars für das große Terrain mit dem Wohnhause, den sechs Pachtböfen, den Wiesen, diesem Parke, ganz besonders aber für die Wasserkraft bieten können.“

In diesem Augenblicke gewahrte der Sprechende den jungen Ankömmling. Er verstummte sofort. Auch die anderen Herren schwiegen. Ebeling schritt an ihnen vorbei.

Die sechs blieben stehen und schauten mit einigermaßen besorgten Mienen dem Weiterstreichenden nach.

„Wer mag das sein?“ flüsterte der ältliche Herr aufgeregt.

„Ich kenne ihn nicht,“ wisperte ein anderer.

„Ich auch nicht,“ sagte ganz leise ein dritter. „Aber heute morgen um halb Neun habe ich ihn schon gesehen.“

„Wo?“

„Auf dem Bahnhofe. Er stieg aus dem Zuge, der von Cincinnati kam.“

„Alle Wetter! Wenn sich nun auch in Cincinnati ein Konsortium gebildet hätte für den Ankauf und uns also in die Quere käme? Wenn dieser Fremde ein Bevollmächtigter wäre?“

„Um, wer kann das wissen? Vielleicht ist er doch nur zufällig hier.“

Der Ingenieur wandte sich um und blickte zurück. Von dem Flüstergespräch hatte er nichts gehört.

Eben verschwanden die sechs hinter den grünen Büschen und Bäumen. Gleich darauf gelangte Ebeling an den schäumenden Strom, der an dieser Stelle den rauschenden Wasserfall bildete. Von jäher Felsenwand stürzten aus einer Höhe von acht bis zehn Meter die Wassermassen in die Tiefe. Rechts und links davon an den Ufern breitete sich die anmutigste Waldscenerie aus. Schöne alte, ehrwürdige Bäume, Ziersträucher und Gebüsche, lauschige Boskette überall. Hier und da einfache Ruhebänke.

Mit Wohlgefallen betrachtete der junge Mann den Wasserfall und bewunderte dessen Schönheit. Dann gewann der Techniker in seinem Gemüte wieder die Oberhand; er verstand sich ja besonders gut aufs Bauen und Einrichten der kompliziertesten Mühlenwerke. Also murmelte er begeistert: „Es ist wirklich eine ganz ausgezeichnete Wasserkraft!“

Da ertönte plötzlich hinter ihm eine helle Mädchenstimme, welche in deutscher Sprache sagte: „Ach, Herr Ebeling, möchten Sie wohl die Freundlichkeit haben, mir da nicht so die Aussicht zu versperren? Ich kann Sie als Staffage für mein Gemälde wirklich nicht gut gebrauchen.“

Im höchsten Grade überrascht wandte der Ingenieur sich um.

Da sah er — was er bisher nicht entdeckt hatte, weil der Wasserfall zu sehr seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen — ein junges Mädchen in hellfarbigem Frühlingsgewande im nächsten lauschigen Boskett, in dessen Hintergrund sie auf einer Bank saß. Neben ihr stand ein geöffnetes flaches Kästchen, welches allerlei Mal- und Zeichenutensilien enthielt. Emsig malte sie in ihr Skizzenbuch ein Aquarellbildchen des Wasserfalls.

„Fräulein Paula Heinrichs!“ rief er erfreut.

„Jawohl, ich bin's im Original und in Lebensgröße,“ versetzte die schöne Dilettantin munter.

„Also Sie haben mich nicht vergessen?“

„Sie hoffentlich auch mich nicht!“

„Wie hätte ich denn eine so reizende Tänzerin vergessen können! Ja, es war schön auf den Ballen des deutschen Gesangvereins in Cincinnati im vorigen Jahre, besonders an dem Abend, als ich die Ehre hatte, Ihnen vorgestellt zu werden.“

„Ach ja, das war schön! Hier kennt man dergleichen gar nicht. Hier ist kein deutscher Gesangverein.“

„Wohnen Sie jetzt in Dayton, Fräulein Heinrichs?“

„Ja, seit einem Vierteljahre. In Cincinnati konnte sich mein Vater zuletzt nicht mehr mit seinem Compagnon vertragen; deshalb trennte er sich von ihm und hat nun hier eine Apotheke. Wir wohnen in der Lincolnstraße. Wenn Ihre Zeit es erlaubt, besuchen Sie doch meinen Vater, der gewiß erfreut sein wird, Sie wiederzusehen.“

„Danke! Vielleicht heute nachmittag —“

„Wann es Ihnen gefällig ist.“

„Es ergeht Ihnen hier also gut?“

„O danke — sehr gut sogar! Ihnen doch hoffentlich auch?“

„Um, es könnte besser sein. Zur Zeit bin ich nämlich ohne Anstellung. Ich hoffe hier eine zu erlangen; doch mein Bemühen erwies sich als vergeblich.“

„Ach, das thut mir wirklich leid! Aber gewiß wird es Ihnen dann auf irgend eine andere Art gelingen.“

Unterdessen malte sie immer emsig fort. Er blickte nun aufmerksamer auf ihre Skizze.

„Wie reizend haben Sie den Wasserfall und dessen Umgebung gemalt!“

„Dies ist ja nur eine flüchtige Studie, eine Farbenskizze, die mir als Vorlage dienen soll für ein größeres, sorgfältiger auszuführendes Aquarellbild.“

„Man sieht's auch dieser Skizze schon an: Sie sind eine treffliche Künstlerin, mein Fräulein!“

„Ihre gütige Meinung ist gar zu schmeichelhaft für mich. Aber ich thue, was ich kann. Das Malen in Wasserfarben macht mir viel Vergnügen. Ich male jetzt den Wasserfall, gewissermaßen um diese liebliche Waldidylle für die Nachwelt zu retten, denn bald wird

man ihn gänzlich verderben. Hier waren vorhin sechs Spekulanten; die sprachen von nichts als von Wasserkraft und von Dollars.“

„Ja, die sind mir begegnet. Es war ein ältlicher Herr dabei —“

„Das ist der Hauptpekulant, ein gewisser Irving, ein mehrfacher Millionär. Mein Vater kennt ihn. O, er hat es auf den schönen Wasserfall abgesehen, nämlich wegen der Wasserkraft; sonst wäre ihm wahrscheinlich gar nichts daran gelegen.“

„In der That, die Wasserkraft ist ausgezeichnet, das muß ich als sachverständiger Techniker sagen. Aber ich bewundere doch auch als Naturfreund die Schönheit des Falls.“

„Das freut mich.“

„Mich wundert's nur, daß diese so äußerst günstig belegene gute Wasserkraft bisher noch unbenutzt geblieben ist.“

„Das hat eine ganz eigentümliche Ursache. Der ehemalige Besitzer dieser ausgedehnten Ländereien ist, über neunzig Jahre alt, vor einigen Monaten gestorben. Er hieß Walter Collins und war ein wunderlicher, aber herzensguter alter Mann. Ich habe ihn nicht persönlich gekannt, doch so manches Merkwürdige von ihm gehört. Die jungen Damen in Dayton schwärmten für den ehrwürdigen Greis, weil er ihnen für ihre Promenaden diesen wundervollen Park geschaffen hatte. Allen anständigen Leuten gestattete er den Besuch des Wasserfalls und der anderen Herrlichkeiten hier. Vielleicht haben Sie an dem Gitterpförtchen die Holztasfel mit der Inschrift gesehen?“

„Gewiß.“

„In letzter Zeit ist in der Stadt sehr viel über den seltsamen Mann gesprochen worden. Vor länger als sechzig Jahren, als noch Indianer am Miami hausten, hat er diese Ländereien sehr billig gekauft. Damals war Cincinnati noch klein und unbedeutend; in Dayton standen nur ein paar armselige Blockhäuser. Später wurden aber nach und nach die Ländereien sehr wertvoll. In den letzten Jahrzehnten sollen mehrfach Spekulanten große Summen für diese Wasserkraft geboten haben, doch Collins wies sie stets ab; er wollte durchaus diese Naturschönheiten erhalten, damit gute Menschen sich daran erfreuen möchten. Damit wird's aber nun bald vorbei sein. Der würdige Greis ist ja nicht mehr Hüter seines Besitztums, sondern liegt im Grabe. Heute soll das ganze Gut öffentlich versteigert werden: ich glaube in dem großen Wirtshause hier nahebei an der Landstraße; deshalb sind die Spekulanten hier. Dann wird die Wasserkraft industriell ausgebeutet, die schönen Bäume werden stürzen, und häßliche Mühlenwerke wird man klappern hören. Speicher und andere langweilige Fabrikgebäude werden diese poetische Parkidylle verunzieren und sie zu nichte machen. Das ist das Los des Schönen auf der Erde!“

Ebeling rief: „Wahrlich, mein Fräulein, ich bewundere Ihre Verehrbarkeit und fühle dadurch mein innerstes Gemüt erschüttert. Nachdem ich Ihre Meinung vernommen habe, schäme ich mich beinahe, ein Techniker zu sein, der Mühlenwerke für Wasserkraft zu bauen versteht!“

„So tragisch dürfen Sie das doch nicht auffassen,“ lachte sie. „Es giebt ja gewiß auch häßliche oder doch minder schöne Wasserfälle, an denen meinetwegen unzählige Mühlenwerke angelegt werden können. Aber die schönsten Wasserfälle sollte man lieber mit dergleichen verschonen. Doch da der alte Herr Collins leider tot ist, so können meine Wünsche in dieser Sache freilich nichts mehr nützen. Nur in Aquarell kann ich die Schön-

heit dieses Wasserfalles aufbewahren; das soll denn auch mein redliches Bemühen sein. Meine Skizze ist fertig."

"Und sehr gut ist sie gelungen."

"Nun muß ich gehen."

Sie stand auf und raffte ihre Sachen zusammen.

"Darf ich Sie ein Stückchen Wegs geleiten und Ihr Malkästchen tragen?"

"Ich danke sehr für Ihr gütiges Anerbieten; ich treffe vor dem Park mit einer Freundin zusammen. Adieu, Herr Ebeling!"

"Auf Wiedersehen, mein verehrtestes Fräulein!"

Sie eilte davon, leichtfüßig wie ein Reh, den Fußpfad entlang und der Gitterthür mit der Holztafelinschrift zu. Er blickte ihr nach, bis sie hinter den Büschen verschwand. Dann schaute er nochmals den Wasserfall an.

Mit der hübschen jungen Dame war die Heiterkeit von ihm gewichen; die Sorge stellte sich ein. Wieder überfiel ihn die trübe Stimmung. Er verließ den Wasserfall und schritt langsam auf dem Fußpfad davon, welchen die sechs Herren entlang gegangen waren.

So kam er an eine zweite Gitterthür. Nahe dabei sah er ein altes Wohnhaus mit Nebengebäuden; es war wohl die Behausung des ehemaligen Besitzers. Durch die geöffnete Gitterthür trat er auf die Landstraße hinaus, welche an dieser Stelle beim Parkrand eine kleine Biegung machte. Als er dieselbe passierte hatte, gewahrte er ein stattliches Wirtshaus.

Von den Kirchtürmen der nahen Stadt schlug es in diesem Augenblick dreiviertel auf Elf.

Ebeling war durstig geworden und dachte: „Hier wird gewiß ein gutes Glas Bier zu haben sein.“

An der Front des Wirtshauses befand sich eine große Veranda. Darunter saßen rechts an einem Tische die sechs Spekulanten. Der junge Ingenieur setzte sich abseits von ihnen an einen anderen Tisch und bestellte ein Glas Bier.

Die sechs schauten ihn scharf an; sie steckten die Köpfe zusammen und flüsternten heimlich, wie er bemerkte. Anscheinend schien das Geflüster ihm zu gelten, und vielleicht war's eine Art Beratschlagung.

Ja, ohne Zweifel war's so. Denn der älteste Herr, Mr. Irving, wie ihn Fräulein Paula genannt hatte, stand auf und näherte sich dem Deutschen.

Zuerst räusperte er sich ein wenig gezwungen. Dann rief er: „Sir, auf ein Wort!“

„Was beliebt, Sir?“ fragte Ebeling.

„Sind Sie von Cincinnati gekommen heute morgen?“

„Jawohl, Sir.“

„Vielleicht als ein Bevollmächtigter eines dortigen Konfunktions?“

„Nein, ich bin hier in eigener Angelegenheit.“

„Ach so!“

Eine kleine Pause entstand. Dann fragte Mr. Irving wieder: „Sie haben wohl das Terrain hier besehen, den Park und so weiter?“

„Ja, Sir.“

„Auch den Wasserfall?“

„Den ganz besonders.“

„Was denken Sie davon?“

„Eine vorzügliche Wasserkraft! Da läßt sich was machen. Ich verstehe mich auf dergleichen; das dürfen Sie mir glauben.“

„Hm — hm! Bester Sir, Sie kommen uns hier eigentlich sehr in die Quere.“

„Wieso?“

„Bermute, Sie sind ein Käufer. Aber wir lassen Ihnen das Grundstück nicht, das ist sicher. Sie könnten aber vielleicht den Preis ungebührlich in die Höhe treiben, wenn

Sie mitbieten würden. Daher machen wir Ihnen einen Vorschlag: Leisten Sie Verzicht auf Ihr Vorhaben gegen eine bare Abfindung von zehntausend Dollars!“

Jeder Yankee und auch noch so mancher andere kluge Geschäftsmann würde an Ebelings Stelle mit Bonne ja gesagt und mit vergnügtem Schmunzeln die so leicht erzwungenen zehntausend Dollars eingeheimst haben. Doch so mißlich sich zur Zeit die Finanzen des jungen Ingenieurs gestalteten hatten, so erlaubte seine Redlichkeit ihm doch nicht, auf den vorteilhaften Antrag einzugehen.

„Ich werde nicht bieten,“ sagte er einfach.

„Schön!“ rief Mr. Irving, ganz strahlend von Zufriedenheit. „Das freut mich. Nun, hier ist ein Check über zehntausend Dollars.“

Er zog sein Checkbuch heraus und füllte auf einem Blatte desselben die Summe aus, worauf er es Ebeling überreichte. „So, bitte mir nur vor den Herren dort Ihre Erklärung zu wiederholen.“

Ebeling seufzte schwermütig auf, schob aber entschlossenen Sinnes den Check zurück.

„Sie haben mich nicht richtig verstanden, Sir,“ sprach er. „Ich werde nicht bieten, ganz einfach aus dem Grunde, weil ich nicht im stande bin, das Grundstück zu kaufen. Zur Zeit bin ich ohne Stellung, und das Geld ist bei mir leider sehr knapp geworden.“

„Und dann weisen Sie doch diese beträchtliche Summe, die Sie so leicht hätten erlangen können, ohne weiteres zurück?“

„Jawohl, Sir.“

So bedächtigt wie zuvor nahm Irving den Check wieder an sich. Dann sah er mit höchstem Erstaunen, ja mit Bewunderung den jungen Mann an.

„Sie sind ein Deutscher?“

„Ja, Sir.“

„Ich begreife Ihre Handlungsweise nicht recht. Ein bißchen dumm das, ein bißchen altmodisch. Aber ehrenwert, sehr ehrenwert!“

„Danke für die gute Meinung.“

„Was hatten Sie denn eigentlich hier zu thun?“

„Nur der Zufall führte mich her.“

„Auch nach dem Wasserfall?“

„Jawohl. Diese wundervolle Wasserkraft hatte für mich ein großes Interesse, denn ich bin Techniker, Maschineningenieur; das Bauen und Einrichten von Mühlenwerken ist meine Spezialität.“

„So, so! Und Sie sind also jetzt ohne Beschäftigung?“

„Ja, leider!“

Kurz und bündig gab nun Ebeling Auskunft über seine letzten Schicksale.

Wohlgefällig hörte Mr. Irving zu. Dann sprach er: „Hm, ich glaube beinahe, Sie sind der rechte Mann, den wir brauchen können, falls wir die Wasserkraft erlangen, was kaum zu bezweifeln ist. Es ist ja fast, als ob ein günstiger Zufall Sie uns gesandt hätte.“

Es schlug jetzt Elf.

Irving rief: „Die Versteigerung beginnt! Ich muß Sie verlassen. Bitte, gehen Sie nicht fort, Sir! Bleiben Sie hier, bis ich zurückkehre, dann werde ich Ihnen vielleicht etwas recht Angenehmes mitzuteilen haben.“

Er ging ins Haus mit den fünf anderen. Der Deutsche Ingenieur, von froher Hoffnung erfüllt, blieb auf der Veranda.

Drinnen fand die Versteigerung statt. Es waren da ein Notar und andere Beauftragte, auch Vertreter der Collinsschen Erben. Von mehreren Herren wurde fleißig geboten; doch Mr. Irving erhielt für sich und seine Genossen zuletzt den Zuschlag für 180,000 Dollars.

Er kam wieder auf die Veranda und sagte zu Ebeling: „Das Grundstück ist unser! Sie wissen, daß in Amerika in Geschäften alles

sehr rasch geht. Wir wollen also die Wasserkraft für industrielle Anlagen benutzen. Nun brauchen wir einen tüchtigen Mühlenbau-techniker. Sie verstehen das alles, Sie können technische Zeichnungen auf ihre Richtigkeit prüfen und Kostenberechnungen aufstellen? — Well, ein so gewissenhafter deutscher Ingenieur, wie Sie einer sind, wird für unsere Unternehmung ein wahrer Schatz sein. Morgen vormittag hat unser Konsortium eine Besprechung in dieser Angelegenheit; ich bitte Sie, daran teilzunehmen, Sir. Dann wird sich rasch das weitere finden.“

Freudig erklärte der junge Mann sich dazu bereit. Mit den sechs Herren begab er sich dann nach der Stadt. Am Nachmittag besuchte er den Apotheker Heinrichs in der Lincolnstraße, der ihn herzlich begrüßte. Als Fräulein Paula erfuhr, daß Hermann Ebeling bei dem neuen Unternehmen angestellt werden würde, freute sie sich von Herzen und bedauerte es nicht mehr so sehr, daß die Schönheit des Wasserfalles der Industrie geopfert werden sollte.

Am folgenden Tage fand die Beratung der Gründer statt, bei welcher Ebeling sachverständigen Rat erteilte. Das Resultat war, daß er als Ingenieur mit bedeutendem Gehalt angestellt wurde. Er hatte also nun eine sichere Lebensstellung erlangt. Fleißig besuchte er fortan den biedereren Apotheker, und es dauerte gar nicht lange, so feierte er Verlobung mit der hübschen Paula und ein Vierteljahr nachher fröhliche Hochzeit.

Im Salon des glücklichen jungen Ehepaars hängt über dem Sofa das von Paula gemalte Aquarellbild, welches den Wasserfall in ursprünglicher Schönheit darstellt. Nun ärgert sie sich aber gar nicht mehr darüber, daß dort jetzt die großartigen Mühlenwerke klappern, denn diesem Umstande verdankt sie es ja, daß sie eine glückliche Frau geworden ist.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein sonderbarer Nordversuch. — Aus dem Leben Beaumarchais', des berühmten französischen Dramatikers, der am 19. Mai 1799 gestorben ist, erzählt man sich folgende ergötzliche Geschichte.

Der Dichter des „Barbier von Sevilla“ war sterblich verliebt in die Sängerin Sophie Arnould, die Primadonna der Pariser Großen Oper. Tagtäglich besuchte er seine Angebetete.

„Endlich ist dieser langweilige Schwäger fort!“ rief er eines Tages aus, als sich kaum die Thür hinter dem Grafen v. T. geschlossen hatte, der damals Gesandter am französischen Hofe war und die Arnould nicht minder glühend verehrte.

„Mein Gott, lieber Beaumarchais,“ entgegnete Sophie Arnould gähnend, „reden wir doch jetzt wenigstens von etwas Vernünftigen und lassen wir den Grafen! Seien Sie doch froh, daß er und mit ihm die Göttin der Langeweile, die sich stets an seine Ferien heftet, uns endlich verlassen haben!“

Und sie begann zu plaudern, aber Beaumarchais blieb nachdenklich und schweigsam, bis auch er sich verabschiedete. Auf dem Wege nach Hause begegnete er dem ihm bekannten königlichen Leibzarzte.

„Ich hab's,“ rief er plötzlich jubelnd aus und eilte auf den Doktor zu. „Eine Frage, lieber Doktor! Ist es möglich, daß man vor Langeweile sterben kann?“

„Vor Langeweile sterben? — Das dürfte wohl ein seltener Fall sein.“

„Aber möglich ist es doch?“

„Möglich? Nun ja, fortwährende Langeweile könnte uns wohl in den Zustand einer Krankheit versetzen.“

„Und diese Krankheit könnte zum Tode führen?“

Der Doktor lachte und sagte: „Wenn die Langeweile fürchterlich und lange andauernd ist, würde natürlich die Krankheit sich verschlimmern und könnte mit dem Tode enden.“

„Ich danke Ihnen, lieber Doktor.“ Beaumarchais begab sich sofort zu einem Advokaten.

„Darf ich einen Menschen, der mir nach dem Leben strebt, verklagen?“
 „Das versteht sich.“
 „Nun, so fertigen Sie eine Anklageschrift gegen den Grafen v. L. aus!“
 „Gegen den Grafen von —? Aber, mein Gott, der Graf, der die Gutmütigkeit selbst ist, wie könnte er —?“

„Er trachtet mir nach dem Leben, er will mich durch Langeweile umbringen, und der königliche Leibarzt hat mir soeben versichert, daß ein durch Langeweile herbeigeführter Tod zu den Möglichkeiten gehört.“

„Dann muß ich Ihnen wirklich eine Anklageschrift ausfertigen,“ antwortete lachend der Advokat. Mit der Schrift in der Hand trat Beaumarchais am nächsten Tage bei der Arnould ein. Wieder war der Graf L. da und langweilte die Schauspielerin auf das fürchterlichste. Beaumarchais hörte eine Weile zu, dann überreichte er dem Schwäger sein Blatt Papier und sagte ernst: „Lesen Sie!“

Der Graf las und stotterte: „Aber —“

„Wenn Sie sich noch ein einziges Mal bei Fräulein Arnould blicken lassen, so überfende ich diese Schrift dem Gericht und verklage Sie wegen fortgesetzter Attentate auf ihr und mein Leben.“

Graf L. machte ein bestürztes Gesicht und zog es vor, auf immer zu verschwinden. [D.]

Eine Zurechtweisung des alten Wrangel. — Daß Fürst Bismarck nicht der Mann war, der sich von irgend jemandem ins Handwerk puschen ließ, das mußte im Kriegsjahre 1864 auch Papa Wrangel, damals Oberbefehlshaber in Schleswig-Holstein, erfahren. Horst Kohl berichtet in seinem Bismarck-Jahrbuch darüber folgendes:

„Die im Hauptquartier Schleswig eingegangenen Nachrichten über die Rüstungen und die zweideutige Stellung Schwedens erregten bei dem Feldmarschall Wrangel den Wunsch, einen diplomatischen Coup auszuführen. Er beauftragte den dem Hauptquartier vom auswärtigen Ministerium attachierten Herrn v. W., in Stockholm seine Idee für die Gründung eines skandinavischen Reichs zur Kenntnis zu bringen. Wenn es Herrn v. W. auch gelang, das letztere dem Feldmarschall auszureden, so mußte er sich doch, um es mit dem alten Herrn nicht ganz zu verderben, dazu entschließen, an den königlichen Gesandten in Stockholm, Freiherrn v. Rosenberg, ein Schreiben zu richten, in welchem dieser beauftragt wurde, dem Grafen Manderström, dem schwedischen Minister des Auswärtigen, zur weiteren Mitteilung an König Karl XV. zu erklären, daß die Wrangels ihr Stammland niemals verleugnen würden, und daß dessen Zukunft und Größe auch dem Feldmarschall Wrangel aufrichtig am Herzen liege. Herr v. W. unterrichtete jedoch gleichzeitig Herrn v. Bismarck von dieser Korrespondenz, und dieser untersagte dem Freiherrn v. Rosenberg am 3. April 1864 nicht nur telegraphisch, dem im Auftrage des Feldmarschalls Wrangel an ihn gerichteten Schreiben des Herrn v. W. Folge zu geben, sondern verbat sich auch jeden weiteren Uebergriß des Feldmarschalls in die diplomatische Sphäre durch folgendes Schreiben:

„Berlin, 11. April 1864.

Ew. Excellenz haben vor kurzem an den königlichen Gesandten in Stockholm eine diplomatische Eröffnung richten lassen, deren Charakter mit der auf Befehl Sr. Majestät des Königs verfolgten Politik nicht im Einklang steht. Ich weiß durch Ew. Excellenz eigene Mitteilungen, daß Hochbero Ansichten über auswärtige Politik mit den meinigen nicht durchgehend

übereinstimmen. Ich kann hinzufügen, daß auch meine Meinung über die Art, wie der Krieg auf der cimbrischen Halbinsel zu führen wäre, nicht überall mit dem, was dort unter Ew. Excellenz Befehl geschieht, im Einklang steht. Dennoch werde ich mir niemals gestatten, einem der Ew. Excellenz untergebenen Offiziere meinerseits Aufträge zugehen zu lassen. Aus denselben Gründen glaube ich Hochdieselben bitten zu dürfen, Mitteilungen, welche für die Beurteilung der preussischen Politik im Auslande von so wesentlichem Einflusse sein können, wie die an Herrn v. Rosenberg gerichtete, nur nach vorgängiger Verständigung mit mir an die königlichen Gesandten gelangen zu lassen. Genehmigen Sie, Herr Feldmarschall, den Ausdruck der ausgezeichnetsten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein etc.

v. Bismarck.“

Von da an unterließ es der alte Wrangel, den Diplomaten spielen zu wollen.

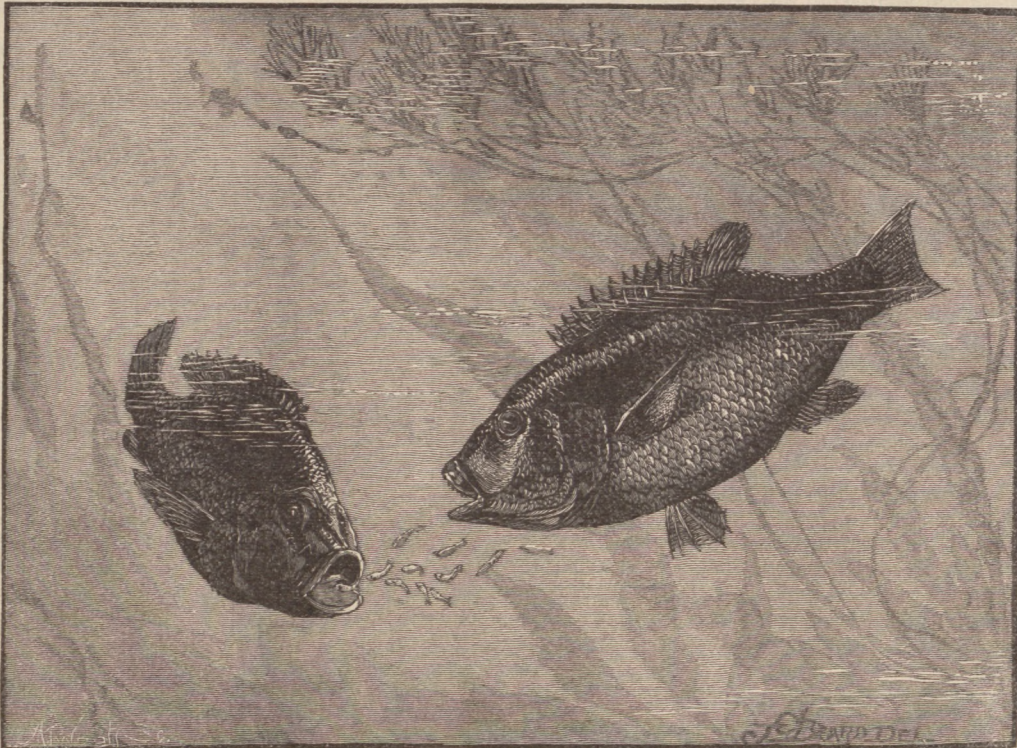
Diese Strecke ist deshalb bemerkenswert, weil sie keine Brücke und keine über die Weite eines gewöhnlichen Durchlasses hinausgehende Oeffnung, sowie keinen Einschnitt und keine Aufschüttung von mehr als ein Meter Tiefe beziehungsweise Höhe besitzt.

Antröstlich. — Luigi Lablache, ein berühmter italienischer Sänger der großen Pariser Oper, war in der Mädchenzeit der Königin Viktoria von England deren Gesanglehrer. Lablache, der so vorzüglich sang, hatte beim Sprechen einen Fehler: er konnte kein Wort und keinen Satz beginnen, ohne zu stottern.

Einmal beklagte er sich bei seiner hohen Schülerin über dieses Unglück und fügte hinzu: „Dabei muß ich noch Lablache heißen.“

„Gar kein häßlicher Name,“ versicherte diese. „Das wohl nicht,“ erwiderte der Sänger, „aber wenn ich, sobald sich mir jemand vorstellt, meinen Namen nennen will und ich beginne dann: La—la—

la—la—, dann glaubt man, ich fange an zu singen, und oft bin ich bei dieser Gelegenheit gefragt worden: „Aus welcher Oper ist denn das?“ [M. S.—d.]



Der nestbauende Schlangenkopffisch.

Der nestbauende Schlangenkopffisch.

(Mit Abbildung.)

Unter den nestbauenden Fischen ist einer der interessantesten der im See von Galiläa vorkommende Schlangenkopffisch.

Jedes Pärchen schleppt zur Laichzeit Stückchen Tang, Wurzeln, Blätter, Grasshalme u. s. w. herbei, die miteinander verfilzt werden. Dann füllen die Fische die Zwischenräume mit Schlamm aus und befestigen das fertige Nest an einer ins Wasser ragenden Baumwurzel oder einer Felssecke. Nachdem aus den darin abgelegten Eiern die Jungen ausgeschlüpft sind, halten die alten Fische noch lange vor dem Neste

Wache, damit die Jungen sich nicht zu früh ins freie Wasser begeben, begleiten sie später auch auf weiteren Ausflügen und schützen sie vor den zahlreichen Feinden.

Die längste gerade Eisenbahnstrecke der Welt dürfte wohl die zwischen Buenos Aires und dem Fuß der Anden befindliche Bahn sein, welche bei einer Länge von 340 Kilometer keine einzige Krüm-

ung aufweist. Diese Strecke ist deshalb bemerkenswert, weil sie keine Brücke und keine über die Weite eines gewöhnlichen Durchlasses hinausgehende Oeffnung, sowie keinen Einschnitt und keine Aufschüttung von mehr als ein Meter Tiefe beziehungsweise Höhe besitzt.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 4.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 2: Wo Schlingen liegen, muß man behutsam gehen.

Zahlen-Rätsel.

1	16		11	46
36				11
31				21
1	46		26	6

In die freien Felder der obigen Figur sind die Zahlen 1, 1, 1, 6, 6, 6, 6, 6, 6, 6, 11, 11, 16, 16, 16, 16, 21, 21, 21, 26, 36, 46 in der Weise einzutragen, daß die Summe jeder wagerechten und senkrechten Reihe, sowie jeder der beiden Diagonalreihen = 96 beträgt.

Auflösung folgt in Nr. 4.

Auflösungen von Nr. 2:

der dreißigigen Charade: Mutterherg; des Füll-Rätsels: Maria, Malaria.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.